

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Bergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eberfeld

Nr. 54 — 57. Jahrgang

Freitag 5. März 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

97100 BRZ: der erste U-Boot-Erfolg im März

Sowjetischer Auffassungsversuch am Kuban-Brückenkopf zerschlagen
Zahlreiche Driftschiffe an der Donez-Front zurückerobert

W. Aus dem Führerhauptquartier, 5. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:
Starker Feind, der noch unter Ausnutzung des Eis der Nordflanke des Kuban-Brückenkopfes zu umfassen versuchte, wurde in den letzten Tagen zerschlagen und im Zusammenwirken mit der Luftwaffe weiter in die Lagunen verfolgt. Mehrere hundert Gefangene und erhebliche Beute an Waffen und Gerät fielen in unsere Hand. Der Feind hatte hohe blutige Verluste.

Das Wort „Es ist Krieg!“ ist kein Vorwand für Minderleistung, sondern Ansporn zur Höchstleistung!

An der Donez-Front wurden zahlreiche Driftschiffe zurückerobert, darunter die Stadt Lissitzk anst. Das Hintergelände wurde gesäubert und mehrere versprengte Gruppen des Feindes zum Kampf gestellt und vernichtet. Die südlich Charkow eingeschlossene 3. sowjetische Armee steht, auf engstem Raum zusammengedrängt, vor ihrer Vernichtung. Auch am gestrigen Tag scheiterten Ausbruchversuche.

Bei der Fortsetzung seiner Angriffe westlich Kurl und nordwestlich Orel erlitt der Feind wieder schwere Verluste.

Im Frontabschnitt zwischen Ghatst und Almensee brachen zahlreiche örtliche Vorstöße und Angriffe im Abwehrkampf zusammen. Seitens Staraja-Russja trat der Feind nach harter Artillerievorbereitung mit massierten Kräften und unter Einsatz von Panzern und Schiffsflugzeugen zum Angriff an. Nach heftigen Kämpfen gelang es ebenfalls unter schweren sowjetischen Verlusten alle Angriffe abzuwehren.

Die Luftwaffe hatte an diesem Abwehrerfolg besonderen Anteil.

An der tunesischen Front herrschte gestern lebhafteste Artillerie- und Spähtruppentätigkeit. Durch Sturz- und Tiefangriffe deutscher Fliegerverbände hatte der Feind erhebliche Verluste. Ein Kampffliegerverband griff in der vergangenen Nacht die Luftanlagen von Philippville an. Drei große Transportschiffe wurden schwer getroffen.

Fernkampfflugzeuge warfen im Atlantik drei große Handelschiffe in Brand. Die Schiffe blieben mit schwerer Schiffsseite liegen.

Am gestrigen Tage drang ein U-Boot-Verband nach Holland und in westdeutsches Gebiet ein. Durch Bombenwürfe hatte die Bevölkerung Verluste. Eine große Zahl holländischer Kinder wurde getötet. Jäger schossen zehn viermotorige Flugzeuge aus diesem Verband ab.

Eine große Zahl holländischer Kinder wurde getötet. Jäger schossen zehn viermotorige Flugzeuge aus diesem Verband ab.

Eine große Zahl holländischer Kinder wurde getötet. Jäger schossen zehn viermotorige Flugzeuge aus diesem Verband ab.

Eine große Zahl holländischer Kinder wurde getötet. Jäger schossen zehn viermotorige Flugzeuge aus diesem Verband ab.

Roosevelt befiehlt über Briten und Emigranten

„Bleibende Maschinerie“ als USA-Aufsichtsrat — Warnung an die Polen

Von unserer Berliner Schriftleitung

Nachdem der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles kürzlich die Absicht der Einberufung einer Konferenz über Nachkriegsprobleme bekanntgegeben hat, gibt jetzt zum ersten Mal ein Offiziosus aus Washington, Clapper, einen vielstündigen Kommentar zu dem Plan. Danach will Washington diese Konferenz lediglich zum Anlaß nehmen, um eine „bleibende Maschinerie“ zu schaffen. Damit ist die Frage aus dem Saal. Denn es geht aus dieser Formulierung klar hervor, daß die Vereinigten Staaten von Amerika nicht nur die Leitung der Konferenz, sondern darüber hinaus auch noch die Führung innerhalb der „vereinigten Nationen“ verlangen, und daß ferner aus der befaßten „bleibenden Maschinerie“ eine Art amerikanischer Aufsichtsrat für die unterstellten Nationen werden soll.

Zweiterlei an den Clapper'schen Auslegungen des Washingtoner Planes ist noch sehr bemerkenswert. Erstens ist weder von England noch von dem britischen Weltreich in der ganzen vorliegenden Erklärung in irgendeiner Form die Rede. England selbst Empire ist also in den Augen Washingtons nichts anderes als das, als was wir es hier immer bezeichnet haben, nämlich ein amerikanischer Gefolgschaftsstaat: sein verantwortlicher Leiter Churchill hat sich und sein Land in die fatale Lage hineingesteuert, daß er heute nicht mehr weiß, von wem er in stärkerem Maße abhängig ist, von den Sowjets oder von den USA.

Zweitens bekommen die im angloamerikanischen Fahrwasser segelnden Emigranten jetzt auch von amerikanischer Seite als Antwort auf ihre theoretischen Grenzforderungen genau so einen Anschauung, wie sie ihn schon durch die „Pravda“ bezogen haben. Clapper vermehrt es in seiner Eigenschaft als Sprachrohr Washingtons über, daß „kleine Völker bereits ihre Pläne machen, mit lauter Stimme Grenzforderungen anfordern und versuchen, eine Macht gegen die andere auszuspielen“. Der offiziöse Wortführer Washingtons sagt diesen „kleinen Nationen“ rund heraus, daß sie ihre Forderungen gefälligst einzuschränken hätten. Das richtet sich nach Lage der Dinge in erster Linie an die Adresse der polnischen Emigranten, die es jetzt zum zweitenmal erleben, daß sie von England im Stich gelassen werden. Sie hatten sich anscheinend bisher trotz allen üblen Erfahrungen immer noch eingebildet, daß ausgerechnet sie bei dem von England im Mai vergangenen Jahres vollzogenen Verrat an Europa eine Ausnahme bilden würden. Weber England noch Amerika sind heute noch in der Lage, die polnischen Emigranten in irgendeiner Form zu unterstützen, da beide Mächte es nicht mit den Sowjets verderben können, von denen sie schon allein aus militärischen Gründen in hohem Maße abhängen.

Bis zum Siegeshafen!

Von Gausmann & Bangert

Das im Verlaufe dieses Krieges des öfteren benutzte Beispiel, daß unser deutsches Volk sich auf einem Kriegsschiff in voller Fahrt befindet, stellt das treffendste Beispiel dar für den Charakter des „Entweder — Oder“ für Sieg oder Untergang unseres Volkes. In der Tat, es gibt keinen besseren Vergleich, um jedem die Zwangslage, in der das deutsche Volk in seinem Ringen um sein Leben ist, mit aller Deutlichkeit klarzumachen. Ist doch dieser Krieg ein Kampf, der ohne Gnade von beiden Seiten bis zur letzten Konsequenz geführt wird. Weder der bolschewistische Koloss und seine angelfischischen Trabanten kennen oder geben Gnade, noch erwarten wir sie von ihnen oder ihrem plutokratischen Anhängel. Dieser brutalen Wahrheit sieht das deutsche Volk und seine Verbündeten nach der bolschewistischen Winter-Offensive klar ins Auge.

Gerade die schweren Abwehrkämpfe der Wintermonate mit dem unaufhörlichen Ansturm der Horden Stalins bewiesen uns eindeutig, daß wir alle auf Gedeih und Verderb unlösbar verbunden sind mit der glückhaften Beendigung der Fahrt des Schiffes „Deutschland“, auf dem sich nicht nur das deutsche Volk, sondern ganz Europa befindet. Als die erdrückende Uebermacht der bolschewistischen Steppenherden den letzten Widerstand der Verteidiger Stalingrads gebrochen hatten, gab sich Stalin und seine Spießgesellen der Hoffnung hin, das deutsche Schiff led. geschossen und manövriert. unfähig gemacht zu haben. Mit Leichtigkeit glaubten sie es nun torpedieren oder rammen und auf den Grund des Meeres sinken zu können.

Gewiß war der Kampf, war die Fahrt unseres deutschen Schiffes in den damaligen Wochen äußerst ernst, kritisch. Ununterbrochen fürsteten sich die Wellenberge der bolschewistischen Fluten auf das Schiff. Der Orkan der stalinischen Kriegsmaschine brandete gegen den stählernen Schiffskörper. Kein heller Schein eines Leuchtturmes wies dem Schiff den Weg. Wer weiß, welches Schicksal ihm widerfahren wäre, wenn auf der Kommandobrücke nicht in überlegener Ruhe als Kapitän unser Führer gefanden hätte. Mit sternen Nerven meisterte er die brennigsten Situationen. Seine Energie, sein Wille gingen auf die Schiffsbefehle über. Sie, die wir alle, vernahmen im Heulen des Orkans stets seine Befehle und Kommandos. Wir erfüllten sie, wußten wir doch, daß es nicht nur auf die Baufestigkeit des Schiffes und das störungsfreie Arbeiten seiner Maschinen ankommt, vielmehr waren und sind wir uns dessen bewußt, daß die Moral, der Geist der Besatzung den Kampfwert und die Stärke des Schiffes bestimmen.

Um seine Schnelligkeit zu erhöhen und die Kampfkraft des Schiffes zu vergrößern, gab der Führer den Befehl, alles Hindernis, Nebenflüsse, Ueberflüsse, jedes und alles an Friedenzeit Erinnernde über Bord zu werfen. Nun werden alle Mitglieder der Schiffsbefatzung zu den Geschützen, zu den Flak-Batterien, Abwehrorganen, Maschinen und Riffeln gerufen. Jetzt gibt es kein Promenieren mehr auf einem Deck, kein Ausruhen mehr in einem Liegestuhl oder auf einem Sofa. Jeder muß an seine Arbeit. Leise, Spiel, Gesellschaft und Tanzräume werden in Kriegerarsenale verwandelt, ihre Stammkunden, die sich dort früher „zu Hause fühlten“, werden Kriegermaterial herstellen. Nun heißt es unter-schiedlos für alle, die Geschützstellungen besetzen, Rohlen schaufeln, Munition schaffen und an die Geschütze schleppen. Es gilt, dem Schiff eine noch stärkere Panzerung zu geben. Es soll in einen Vulkan verwandelt werden, der den Gegner mit einem Stahlgewitter von Geschossen schwersten Kalibers juchelt.

Der Kapitän, die Besatzung und das Schiff sind zu einer unlöslichen Einheit zusammengeschlossen. Ihr unabdingbarer Wille, den Hafen des Sieges anzulaufen, beherrscht das Material — von der kleinsten Schraube bis zum größten Drilling-Geschütz, um die Seelen und Muskeln der Besatzungsmitglieder, des Kapitäns ebenso wie des jüngsten Schiffsjungen, der Matrosen am Geschütz und vor den Riffeln.

Der Blick aller ist nach vorn gerichtet. Es gibt für sie kein Halten, geschweige denn ein Zurück, sondern nur ein Vorwärts! Alle Brücken sind hinter ihnen abgebrochen, auch die Rettungsboote als Ballast über Bord geworfen. Kein Besatzungsmitglied kann also aussteigen, es sei denn, daß es die Geborgenheit der Kampflamerade selbst freiwillig verläßt und den Untergang in den tosenden Elementen der brüllenden See der zwar schwere, aber gemeinsamen Fahrt in den sicheren Hafen des Sieges vorzieht. Weil aber jeder Deutsche die unerschütterliche Siegesgewißheit hat, weil wir Vertrauen in die Stärke unseres deutschen Staats-Schiffes setzen und weil wir besonders unserem Führer-Kapitän blind vertrauen und ihm unseren Glauben schenken, denkt keiner daran, sich aus der totalen Schicksalsgemeinschaft zu entfernen oder sich von seinen Kriegspflichten zu drücken.

Wir wissen, es kommt der Tag, da unser Schiff mit wehender Lorbeergerandeter Reichs-Kriegs-Flagge und über alle Zoppen geflaggt in den Hafen des Endsieges einläuft und wir alle — Mann und Weib und Jugend — stolz sind, die zwar stürmische und harte, aber siegesbräutliche Fahrt durchstanden zu haben. Befreit von dem Alpdruck aus dem Osten und

Unerschütterte Fronten am Kuban-Brückenkopf

Die Witterungsverhältnisse zwingen zu beweglicher Kampfführung

Berlin, 5. März. Am Kuban-Brückenkopf versuchten die Bolschewisten in den letzten Tagen von neuem, die deutschen Stellungen zu erschüttern. Trotz ihren schweren Februar-Verlusten, die über 15 000 Tote, über 3600 Gefangene, 97 Geschütze und 113 Panzer betrugen, stellte der Feind wieder starke Kräfte bereit, um mit diesen nochmals von Osten und Norden anzugreifen.

Am Landekopf bei Noworossissk blieb es dagegen ruhiger. Hier konnten die Bolschewisten am 1. März nur schwächere Vorstöße unternehmen, die mühselos abgewiesen wurden, während der seit dem 2. März anhaltende Regen und das von den Bergen herabschütternde Schmelzwasser den Feind zwingen, sich aus vollkommen überfluteten Stellungen zurückzuziehen. Es wird wohl noch Tage dauern, bis hier wieder größere Kampfhandlungen ausbrechen können.

Nordöstlich Noworossissk im Raum der großen, am Nordhang des Kaukasus verlaufenden Ostwestflanke liegt ein Schwerpunkt der Verteidigung. Dort hatte der Feind beim Zusammenbruch seiner zahlreichen Vorstöße so hohe Verluste, daß er seine Stellungen räumte, in denen noch 600 Tote von den letzten Angriffstagen lagen. Weiter nordöstlich stellte er sich dagegen um die Monatswende mit drei Divisionen und einer Brigade zu neuen Vorstößen bereit. Zwei Jägerkampfsgruppen drangen mit Unterstützung von Sturmgeschützen und starker Artillerie tief in den feindlichen Bereitstellungsraum hinein und zersprengten die Masse der feindlichen Kräfte. Über 1500 tote Bolschewisten und zahlreiche schwere Infanteriewaffen blieben auf dem Kampffeld liegen.

Am benachbarten Abschnitt scheiterte am 2. März ein starker feindlicher Vorstoß, bei dem unsere Truppen 12 Sowjetpanzer vernichteten und acht bewegungsunfähig schossen. Am 3. März drangen dagegen deutsche und rumänische Einheiten etwas weiter nördlich vor, um feindlichen Angriffen zuvorzukommen. Sie zerschlugen starke Sowjetverbände, brachten zahlreiche Gefangene ein und erbeuteten 25 Geschütze, 22 Maschinengewehre sowie einige hundert Infanteriewaffen. Die Luftwaffe hinderte den Feind, der wegen der verschlammten Wege hauptsächlich auf den Bahntransport angewiesen ist, am Heranbringen von Reserven. Sie bombardierte wirksam die Bahnen westlich und nördlich von Krasnodar.

Im Norden des Brückenkopfes segten die Bolschewisten ihre Versuche, unsere äußerste Flanke einzubringen, mit großer Hartnäckigkeit fort. Das ausgedehnte Sumpfgebiet in diesem Frontabschnitt zwingt unsere Truppen zu äußerst lebendiger Kampfführung. Bei dem jetzt voll einsetzenden Tauwetter wechselt fortgesetzt die Beschaffenheit des Geländes. Landbrücken, die eben noch gangbar waren, sind kurze Zeit später nicht mehr zu betreten. Wiederholt haben sich unsere Spähtruppen bei der Rückfahrt

von Erkundungen Wasserläufen gegenüber, die auf dem Hinweg noch fester Boden gewesen waren. In diesem Gelände drangen an den drei letzten Tagen unsere Soldaten vorwärts, um den nördlichen Umfassungsläuf des Feindes zu zerbauen. Sie begannen ihre Maßnahmen am 1. März durch die Wegnahme einer wichtigen Driftschiff im konzentrischen Angriff und durch die Vernichtung kleinerer feindlicher Kampfsgruppen. Dabei fielen ihnen fünf Geschütze, zwei Panzerabwehrkanonen, zahlreiche sonstige schwere Waffen und 90 Fahrzeuge in die Hand. Am folgenden Tage durchbrachen sie die Linien des in den Sümpfen feststehenden Feindes und zersprengten die vorgedrungenen bolschewistischen Stützpunkte. Am 3. und 4. März verfolgten sie trotz Morast und Ueberschwemmungen die geschlagenen Sowjets und warfen sie in die Lagunen des Nowischen Meeres.



Europäische Jugend im germanischen Wehrrüchtlingslager

Auf dem Stegskopf im Westerwald wurde das erste germanische Wehrrüchtlingslager eröffnet. Auf Grund freiwilliger Meldungen fanden sich dort Jugendliche aus den Niederlanden, Belgien, Dänemark und Norwegen zu einer vierwöchigen vormilitärischen Ausbildung zusammen. Diese Ausbildung soll den Jugendlichen, die als Freiwillige im Schicksalskampf Europas gegen den Bolschewismus im Osten mitantreten wollen, die ganzen Kenntnisse und Fähigkeiten vermitteln, die sich heute jeder 17-jährige deutsche Junge in den Wehrrüchtlingslagern der Hitler-Jugend erwirbt. — Unser Bild zeigt den Inspektor der Wehrrüchtlingslager, Eichenlaubträger Oberbannführer Gerd Hein, im Wehrrüchtlingslager der germanischen Jugend beim Unterricht am Sandkasten.

Photo: Fritz Emde (Sch.)

Ein junger S
den Abstieg zur
war mondhe
aus — nahm
wurde der Um
geworfen. Wie
das Schreiben i
tungstreifen w
wegs belasteten
Hof, der eben
land verbrachte
Augenblick, da
ter Eheliche
er hatte sich mi
verabreitet. Se
„Echt Lungdrei
lange Weise. C
einstiegen, me
schlag, Rind, m

Die Theatersouffleuse

Von Peter Krug

Lampenfieber! — Ich stehe vor meinem Auftritt, angstschlotternd — das Herz klopt im Halbe. Laufend unwichtige Dinge schiefen durch meinen gemarterten Kopf, nur die Sätze meiner Rolle nicht. Ich beschleie, diesen furchtbaren Versuch aufzugeben. Denn aus der Rolle heute Abend wird doch nie und nimmer etwas. Ob ich heimlich schnell aus dem Theater hinauslaufe? — Da fällt schon das Stichwort. — Um Himmels willen! Im letzten Augenblick zuckt ein erlösender Gedanke durch mein Hirn: die Souffleuse! — Rettung aus höchster Not, die Souffleuse! — Heimlich bitte ich ihr alle harten Worte ab, die ich ihr im Laufe der gemeinsamen Arbeit mal gesagt habe. — Die Souffleuse. — Sie wird mir helfen. Als ich dann erst brauche sie und den ersten Satz gesagt habe, da merke ich allerdings, daß die Souffleuse ja gar nicht nötig ist. Das geht ja ganz glatt. Aber es ist doch gut, daß sie wachsam da unten sitzt. Es ist so beruhigend.

Mit ruhigem Gesicht sitzt sie da. Verfolgt Zeile und Zeile mit einem stumpfen Bleistift, damit sie die Stelle immer gleich wiederfindet, wenn sie auf die Bühne gerufen hat. — Plötzlich beleben sich ihre Züge. — Gefahr! — Haarscharf, blitzschnell liegt ein Wort hinauf, — ein Wort nur. Aber es bedeutet Rettung aus höchster Gefahr. Der da oben hat gerade dieses Wort gebraucht. — Tausendmal atmet er auf. — Woher wußte sie, daß gerade dieses Wort fehlen würde? — Ja, das ist das Geheimnis des Talents. Und im Beruf der Souffleuse gibt es eine Menge solcher kleinen Geheimnisse.

Der Außenstehende hat nämlich keinen Begriff von diesem seltsamen Beruf. Mit der ständigen Fähigkeit zum Soufflieren ist es noch lange nicht getan. Es muß ein sehr stark ausgeprägtes Theatergefühl — ein Gefühl „für die Szene“ dazu kommen. Vor allen Dingen aber eine individuelle psychologische Einstellung auf jeden einzelnen Schauspieler. Und diese Einstellung kann man nicht lernen. Da ist zum Beispiel ein Schauspieler, der — obwohl stets fertiger — doch zur Kontrolle jedes Wort aus dem Kasten hören muß. Ein zweiter wird nervös und unsicher, wenn er auch nur ein einziges Wort hört. Ein dritter muß den „Anschlag“ haben — das heißt, den Anfang eines jeden Satzes. Die Mehrzahl der Schauspieler aber braucht nur das Bewußtsein ihrer Anwesenheit und ihre tatkräftige Hilfe im Augenblick der Gefahr.

Dazu kommt noch eine Menge Einzelheiten. Schauspieler A. kann seine Rolle sehr gut, aber im zweiten Akt überspringt er immer einen bestimmten Satz. Schauspieler B. findet in seinem großen Monolog immer ein bestimmtes Wort nicht. Das muß er zwei Sekunden vorher hören. Schauspieler C. wird bei kaltem Sinnes umbringen, wenn sie die beiden großen Spielpausen im letzten Akt für Verlegenheitspausen hält und roh in die konzentrierte Stille hineinsouffliert.

Dazu kommen die großen Momente, da die Souffleuse zur Hauptperson wird. Zunächst — wenn oben einer „hängt“. Rettungslos festgefahren ist. Nicht mehr aus noch ein weiß. In solchen Augenblicken pflegt man vor Aufregung den stehenden Anschlag überhaupt nicht zu hören. Dann folgender Fall, der bei oft gespielten Stücken nicht selten eintritt. Ein Schauspieler bringt im ersten Akt aus Versehen einen ähnlich klingenden Satz aus dem zweiten Akt. Der Partner — durch die häufigen Wiederholungen an das Stichwort gewöhnt, spricht da weiter, — der „Sprung“ ist da. Jetzt muß die Souffleuse die Leitung in die Hand nehmen. Unauffällig muß sie den Dialog auf die alte Stelle zurückführen. Das wird meistens dadurch besonders schwierig, daß die oben den Sprung gar nicht gemerkt haben. Merken sie ihn, dann kommen sie sofort ins „Schwimmen“. Sie suchen unter Weiterführung eines improvisierten Dialogs, die Stelle zu finden, an der der Sprung geschehen ist. Aber ohne die Souffleuse würden sie die Stelle nie wiederfinden. — Die

Souffleuse muß auch von sich aus entscheiden, ob der Sprung vielleicht so gering war, daß man nicht wieder zurückgehen braucht.

Von dieser Tätigkeit der Souffleuse weiß man natürlich nichts. Dazu ist ihre Arbeit bei der Probe und Aufführung sehr undankbar, denn der nervöse Theatermann macht sie zunächst für alles verantwortlich. Bei alledem muß sie eifern ihre Ruhe bewahren, muß so sprechen können, daß der Schauspieler alles, — das Publikum nichts hört.

Aber auch der Humor treibt in diesem Beruf seine wunderlichen Blüten. Vor allen Dingen, wenn der Schauspieler in der Aufregung falsch versteht.

Bekannt ist die Frage des Karl Moor aus den „Räubern“, der seine Frage und die Antwort des Kossuth aus dem Kasten und beide zusammenzieht: „Wie heißt du, Kossuth?“

Oder die Souffleuse spricht: „Reißt ihm die Augen aus, die beiden Augen!“ Und der Schauspieler repliziert: „Reißt ihm die Augen aus, die Beine auch.“

Aus dem Kasten ertönt es: „Es sind fromme Christen, die nach Westen wandern.“ Daraus

wird: „Es sind fromme Christen, die mit Westen handeln.“

Der Satz: „Catilina war der Kühnste in der Fuchterschule“, wird zu: „Catilina war der Kühnste in der Fuchterschule.“

„Es kommt ein Mann voller Hast gelaufen“, soll es heißen. Aber man hört: „Es kommt ein voller Mann mit einem Ast gelaufen.“

Solche Ausgeburten kann natürlich nur die Aufregung zeitigen. Und diese Aufregung kann so weit gehen, daß man rettungslos fertig ist mit dem Text, daß man den Anschlag der Souffleuse nicht mehr hört. Da kann sich ein routinierter Schauspieler nur durch „Entemporieren“ retten. Er vervollständigt den Satz mit eigenen Worten. Im modernen Schau- und Lustspiel, im Schwanke geht das. Aber im klassischen Versdrama? — Wer wollte vermessen genug sein, Goethe'sche Verse weiter zu dichten?

Gereimte Kunendichtung gefunden. In einer Kirche nördlich von Stockholm wurde kürzlich die älteste bisher in Schweden entdeckte Dichtung in Reimen, gelegentlich der Entzifferung eines Runensteines, gefunden. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist in Endreimen und in Stabreimen geschrieben.

Die Tanzstunde

Ein Frühbild Johann Peter Hasenclevers im Städt. Museum Elberfeld

Der in Remscheid geborene Maler J. P. Hasenclever war 25 Jahre alt, als er das frische Bild „Die Tanzstunde“ malte. Das war 1835. Wiedemeier hatte sich auch in Düsseldorf wohnlich eingerichtet, aber die fröhliche Jugend der rheinischen Residenz ließ sich von dem grabstichartigen alten Herrn in ihrer Lustbarkeit nicht sonderlich stören. Und besonders die jungen Künstler, eben erst dem geistigen Regiment der vom alten Schadow überlieferten Akademie entwachsen, gebrauchten ihre flüchtige gewordene Flügel, um vor den Augen der Eule Albinas allerlei Alotria zu treiben. Es war zwar ein harmloser Akt, der die Grenzen der Wohlstandigkeit nicht überschritt, aber, wenn man bedenkt, daß damals das Malen von „historischen

Unglücksfällen“, wie Schwind sich respektlos Pilott gegenüber ausdrücken liebte, einzig als künstlerische Willkür galt, so kann man sich vorstellen, daß ein Bild wie die „Tanzstunde“ das Entsetzen aller akademischen Berühten und der im bürgerlichen Mondbesinne einer Pseudoromantik schwelgenden Schöngeliter hervorgerufen haben muß. Was dieser Hinterwäldler aus dem Bergischen mit seiner fernigen, naturburschhaften Unbestimmtheit den literarischen Salons Düsseldorfs da zumutete, das waren einfach schlechte Manieren!

Nun, Johann Peter pfiff gar lustig auf diese Erzählungen und hat sie denn auch später in seinem berühmten Bilde des „Lefelabinetts“ gut-



„Die Tanzstunde“, Gemälde von J. P. Hasenclever (1835). Photo: Wagener.

angriff (richtig.) Wie verantwortungsbewusst, belannt, die Luft- füllungsfall mit. Reuter, dem betros, und daß „handelt. Panik nicht doch nicht gegenberichten der Treppe Luftschuß und einem Menichen. Wenigen Se- nischen- ufen und andere drängen des Unglücks ste.

ung und Gas de bestraf J. Will- der Sonder- ginn 71 Kin- arzgeschlacht gefährt 24.500 entzogen. Das Ur-

ren!

kräften und von Glüh- Reichstele weiteres ver- werden alle eischäfte, Re- ten um, be- nach also nicht für aus- fürte Lam- jeden eben- zu schaffen, die nicht un- ausgebrauchte des muß auch werden. Kaufsverbots- lausgabe der ertauschten von elektr- nhäuser und

unverfehrt dieser d. Den Kauf- ugen als blieben: Ver- Gas, Bemer- war ein ver- mäßig, Gar- and, Anderer- s. S. höher.

Die Tochter lächelte nachsichtig: „Von welchem Vorschlag sprichst du, Papa?“ — „Von Lunda- green.“ — „Ach so. — Wie du meinst.“ — „Um. Was denkst du?“ — „Es sieht ihm ähnlich.“ — „Uff! — Also gut. Lundgreen ist ein kluger Mann. Er kann recht haben.“

Später dann, als auf der Bühne Mozarts „Don Giovanni“ gespielt wurde und herrliche Stimmen sich mit jauchzenden Orchesterklängen vereinten, wandte er sich zu Evelyn: „Ich hab's mir überlegt. Ich werde es machen.“ — „Was wirst du machen, Papa?“ — „Die Sache mit Lunda-green.“ — „Ach so. — Findest du nicht, daß das Ganze ein wenig häßlich ist... grausam, unwürdig sogar? Du solltest vorsichtig sein. Nicht alle Leute denken gleich.“

Der reiche Willarabe legte den Zeigefinger an die Stirn, zog den dicken Hals so weit wie möglich in den Kragen, dachte daran, daß die Mutter seiner Tochter eine Deutsche gewesen war und daß seine eigenen Eltern aus Deutschland stammten, lächelte und antwortete: „Geld.“ Das war alles. Wer ihn kannte, wußte genau, was er damit sagen wollte.

Nach dem Theater gingen sie noch zusammen mit Bekannten des Amerikaners in ein Lokal. Evelyn sah zwischen zwei dicken und ihr so gut wie völlig unbekannten Männern, die sich zwar lebhaft bemühten, sie zu unterhalten, die sie aber in Wirklichkeit außerordentlich langweilten. Ihr Vater kannte in Deutschland fast ausschließlich ältere Leute... und sie selbst war zweiundzwanzig Jahre alt!

Evelyn griff nach einer Zeitung, die hinter ihrem Tisch hing, blätterte achtlos darin und war sehr müde. Plötzlich traf ihr Blick auf ein Bild, unter dem zu lesen war: „Der Leuchtturm am Kellerschloß“. Leuchtturm? Am Kellerschloß? Hatte sie das nicht schon irgendwo gehört? Natürlich den gleichen Namen hatte doch Lunda-green geschrieben... Sie sah näher hin. Gewaltig entsetzt dem Geruch eines grauen Kars ein merkwürdig gefärbter Steinofen, hinter dem sich, mit weißen Hanfen, andere und fernere Berge abzeichneten. Und dann war noch zu lesen: „Der Leuchtturm am Kellerschloß hat nun sein sechstes Opfer gefordert. Dieser Tage stürzte an ihm der Student Ernst Bayer aus Regensburg tödlich ab. Der erst dreißigjährige Jahre alte Mann, ein anerkannt tüchtiger Mediziner, soll bereits den berühmtesten Ueberhang (siehe Bild) hinter sich gebracht haben. Einzelheiten fehlen noch.“ Evelyn Willarabe sah seiner Tochter über die Schulter. „Ah!“ sagte er,

nahm ihr die Zeitung aus der Hand und las. Dann zog er Bleistift und Papier aus der Tasche, schrieb ein paar Zeilen und winkte dem nächsten dienstbaren Geist: „Hier. Ein Telegramm. Befolgen Sie es sofort. Hier, eine Kleinigkeit für Sie, bitte.“

In den Mittagsstunden des nächsten Tages erhielt Herr Gitta Lunda-green in der Kellerschloß folgende Depesche durchgeschlagen: „Lunda-green, Kellerschloß über Innsbruck-Grünthal stop Vorschlag einverstanden stop sechshundert Dollars ausstop geben Sie sofort an die Arbeit stop erster Artikel noch diese Woche stop gebe Antündigung selbst durch stop Willarabe.“

Zeit einer guten Stunde schon hatten sie nebeneinander auf dem Gipfelblock, ließen sich die Sonne auf den Rücken brennen und rauchten mächtig. Rüdert, der Doktor, sang dazu seit mindestens einer halben Stunde mit immer gleich falscher Stimme ein unnütziges Schlagerlied; Kirmader, der Buchdrucker, begleitete ihn auf der Mundharmonika, und Kant, der Philosoph — freilich nicht der aus Königsberg — machte tiefinnige Bemerkungen über den Sinn des Bergsteigens. Manchmal schrien sie ein paar Worte zum nahen Gipfel des Predigtstuhls hinüber, auf dem, ebenfalls seit einer geschlagenen Stunde, eine andere Gesellschaft saß, die über den Dopplungsplan aufgeflogen war. Dieses Gespräch wurde in erster Linie von Sebastian Kirmader bestritten; es war auch dementsprechend unanständig.

„Männer!“ sagte Kant, Friedrich Kant, Student der Rechte an der Universität München, und er sagte es, indem er aufstand und wie ein gewaltiger Feldherr umherlief. „Männer! Ich möchte euch darauf aufmerksam machen, daß es drei Uhr ist. Zwei Stunden brauchen wir zum Abstieg, eine halbe Stunde weiter bis zur Grotte. Von da glatte fünf nach Aufsteigen. — Männer! Wollt ihr hier ewig sitzen bleiben?“

„Nein, tuat a wia a Buach!“ bemerkte der Buchdrucker im reinsten Oberbayerisch. Der Mediziner unterbrach seinen geistvollen Vortrag. „Ich habe gerade an etwas gedacht“, brummte er vor sich hin. — „Wenn du schon etwas denkst!“

„Bitte, ich habe an unseren guten Freund Benzel gedacht. Er hatte am fünfundsiebzigsten Mai Geburtstag. Er wäre heute achtundsiebzig.“ — „Versucht nochmal.“ — „Wie du meinst; aber es stimmt tatsächlich. Was war das für ein Kamerad! Und ausgerechnet der muß sich zu Tod

müht verspottet, hat sich auch über die elegisch himmelnden Damen in seinem famosen Nachstrich mit dem treuen Husaren weiblich lustig gemacht. Doch, wer die Schale des Spottes über andere auszu gießen sich anmaßt, der muß sich gelegentlich selbst zum besten halten können. Und das scheint der Remscheider in der „Tanzstunde“ getan zu haben.

Ist es doch seine Jugend, die er in den verschiedenen Vertretern der „Tanzstunde“ bis zur Grenze der Karikatur verapptet hat — den verliebten grünen Kavalleristen im verschürzten Kalpak, die fühllos spielenden Jünglinge der vom Oberlicht hell beschienenen Mittelschuppe, die sich, da der „Anstandsunterricht“ noch nicht sehr weit gediehen ist, ungehörlich lümmeln, den sturbenhaften Bur- schen an der Türe, der sich die Binde unter dem Vatermörder zurechthupft, und vor allem den halb- garen edigen Menschen, der hinter dem grazios hüpfenden Tanzmaitre und der Tanzstunden- flamme im grellroten Kleid wie ein tapftrer Vär- dasieht und nicht weiß, wo er mit den Händen hin soll. Das Rinken und Lissethen aus der Vollerstraße in ihren Schinkenärmelstücken kom- men schon besser weg, ja ihre feingemachten Er- scheinungen wollen nicht so recht in den tablen Saal einer oberrheinischen Alstadtneise passen, in dem der aus dem Rokoko übrig gebliebene Tanz- meister seine altmodischen Menuetts und modernen Rheinländer exerziert. Genuß, man merkt — das Bild ist ein Protest gegen das steifgebügelte Genre, es ist ein Griff ins volle Leben, in ihm hat sich Hasenclever frei gemalt. Und da auch die Malerei absolut nicht angänglich, sondern im Gegensatz zu der damals üblichen Porzellanglätte fest und flüchtig hingekritzelt ist, so merkt man förmlich die seltsame Ver- freigung des werdenden Meisters aus der Debe der Gips- und Kompositionslasse.

Zur man eine Fehlbild, wenn man den Wunsch vieler Kunstfreunde laut werden läßt, daß Städt- liches Museum Elberfeld möge doch diese köstliche Neuverwundung wenigstens Sonntagmorgens aus dem Magazin aus Tageslicht bringen?

Dr. Ludwig Lindner.

Nabezu 57 000 Besucher

In der Arno-Breker-Ausstellung in Köln

Die Arno-Breker-Ausstellung in Köln, die bis zum 15. März verlängert worden ist, kann als eines der hervorragendsten kulturellen Ereignisse in Westdeutschland während des Krieges angesprochen werden. Die außeror- dentliche Anziehungskraft, die diese Schau Bre- ker'scher Schöpfungen im Haus der Rheinischen Heimat zu Köln-Deutz auf alle Bevölkerungs- kreise ausgeübt hat, zeigt sich am besten in den ungewöhnlich hohen Besucherzahlen: Bis Dien- stag, 2. März, zählte die Ausstellung 56 907 Be- sucher. Wenn die Ausstellung am vergangenen Sonntag, kaum 36 Stunden nach einem der schwersten Terrorangriffe auf die Hansestadt Köln, von über 2049 Volksgenossen besucht wurde und 1134 Kataloge verkauft werden konnten, so spie- gelt sich in diesen Zahlen ein ungebrochener Auf- turville der rheinischen Bevölkerung, der beson- dere Beachtung verdient. Hervorzuheben ist, daß in der Breker-Ausstellung fast ausschließlich Ein- zelbesucher waren, da dem vielfach geäußerten Wunsch, auf eine geschlossene Besichtigung durch Betriebsgemeinschaften wegen der angestregten Kriegsarbeit und der Reisebeschwerden nicht entsprochen werden konnte. Um den Wunsch der Gefolgschaftsmittglieder, einen Einblick in die Breker'schen Schöpfungen zu erhalten, wenigstens in etwa nachzukommen, haben viele Betriebs- gemeinschaften oft hundert und mehr Kataloge angefordert, so daß auf diesem Wege — es wur- den bisher über 64 000 Kataloge verkauft — außer den eigentlichen Besuchern weitere zehntausende Volksgenossen an den Werken des großen deut- schen Bildhauers teilhaben konnten.

Der Rundfunk am Samstag, Reichsbroadcast am: 16-18 Uhr: „Münchener Geschichten“ (ein unter Nach- mittag). 20.15-21.30 Uhr: Unterhaltungs-Beiten. 21.30-22 Uhr: Aus klassischen Operetten. — Deut- schland-Sender: 11.30-12 Uhr: Ueber Land und Meer. — 17.10-18.30 Uhr: Von Mozart bis Bizet. — 20.15-22 Uhr: 250 Jahre Oper in Leipzig.

fallen!“ — „Wahr er net auffigsteig!“ — warf Kirmader ein. „Alloa geht er los. Aan von uns sagt er was. Des hätte er net toa solln. Reht werd' er aa nimmer.“

Doktor Rüdert klopfte seine Pfeife aus. „Es will und will mir nicht in den Kopf, daß ein Klei- terer wie er an der Galtspitze absteigen kann“, meinte er nachdenklich. „Wir waren doch schon oben, genau so wie er über die Nordbante. Was? Ist die etwa schwer? Das machen Leute wie wir nach dem Abendbrot. Und zu allem Ueberfluß hat man nie mehr eine Spur von ihm gefunden. Das ist hart. Wenn er jetzt bei uns sein könnte, da, an unserer Seite... schade. Sehr schade!“ Die Leute auf dem Predigtstuhlgipfel schrien wieder einmal etwas herüber; aber sie bekamen keine Antwort. Kant, der Philosoph, der den Freunden immer nur drei Sätze voraus war, fragte: „Und wann gehen wir auf den Leuch- terturm?“ — „Uff! Du sprichst ein großes Wort ge- lassen aus. Bis jetzt war noch keiner oben.“ — „Eben deshalb.“ — „Sag'n! Ma heut in vierzehn Tagen!“ schlug der Buchdrucker vor. „Da krieg i mein Urlaub. Ihr müßt's euch nach mir richt'n, ihr teat's euch leichter.“ Und aufstemma müß' ma!“ — Benzel kam auch nicht hinauf. — „Der war aa alloa.“ — „Und sechs hollen sich dort schon den Tod!“ — „Deswegen brauchen wir net aa gleich sterbn. Wir geb'n scho obacht. Also, Buam, in vierzehn Tag, ja?“ Nun lachten sie alle drei. Strahlend blau war der Himmel. Die nahen Wände des Totenkirchens und des Predigtstuhls standen hart und klar und wie gestochen im leuch- tenden Tag. Kant seilte sich als erster ab; Kirmader folgte, der Arzt machte den letzten. Sie gingen alle drei nun schon zehn Jahre und noch länger im Fels, sie kannten sich gegenseitig, sie wußten, daß einer sich auf den anderen verlassen konnte. Sie waren wie Brüder. Sie hatten, zu dreien, früher auch noch mit Karl Benzel zusam- men als viertem, viele schwere Felsfahrten hinter sich gebracht: die Westwand des Kirchels, die Ost- wand der Felskapelle oben heute, die Schleierfante an der Cima della Madonna, die gefährlichsten Aufstiege am Langlofer und an der Fünffinger- spitze, die mauerartige Wand der Cigaretta, die Steilschluchten des Triglav, die Nordwand der Großen Zinne... Man kannte ihre Namen und man wußte, was sie konnten. Wochten sie dem Charakter nach auch noch so verschieden sein. Das Gebirge liebte einer jowiel wie der andere.

(Fortsetzung folgt.)

